



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Kirche und Staat in Frankreich. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

strennungen und pekuniäre Opfer aber auch noch nötig sein werden, die Armee vollzählig, nicht nur auf dem Papier, erscheinen zu lassen, so viel ist sicher: wenn sie erst ganz fertig dasteht und dann auch das Hauptnetz der Eisenbahnen vollendet ist, wird das so oft gedemütigte Reich der Mitte bei Freund und Feind als eine sehr wohl zu beachtende Macht angesehen werden.



Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentsch

1



er scheinbar plötzliche Abfall Frankreichs von der Kirche ist ein so merkwürdiges und ein weltgeschichtlich so bedeutendes Ereignis, daß man für jede Darstellung dankbar sein muß, die dazu beiträgt, es psychologisch verständlich zu machen. Der zweite Band des Werkes von Desdèvises du Désert*) (er ist jetzt Doyen de la Faculté des Lettres in Clermont-Ferrand) erfüllt die in dieser Beziehung am Schluß der Analyse des ersten ausgesprochne Erwartung. Der erste Band schloß mit Napoleons Konkordat. Dieses war durchaus ein Produkt politischer Berechnung. Napoleon soll bei der Unterzeichnung gelacht haben, und bei der zur Verkündung und zur Vereidigung der Bischöfe in Notre-Dame veranstalteten Feier hatten die hohen Staatsbeamten und Generale Mühe, das Lachen zu verbeißen. Beim Verlassen der Kathedrale fragte der Erste Konsul den General Dalmas, wie ihm die Feierlichkeit gefallen habe. „Es war sehr schön; nichts fehlte als die Million Menschen, die beim Niederreißen dessen, was Ihr wieder aufrichtet, ihr Leben eingebüßt haben.“ Es folgten: der Streit mit dem Papste wegen der dem Konkordat bei der Publikation angehängten organischen Artikel, die Salbung zum Kaiser (die Krönung hat Napoleon bekanntlich eigenhändig vollzogen), die er trotz allem Toben vom Papste nur dadurch erlangen konnte, daß er vorher seine Ehe mit Josephine kirchlich einsegnen ließ, die Okkupation des Kirchenstaats und die Gefangennehmung des Papstes. In Fontainebleau entlockte und erpreßte „der große Komödiant“ dem todmatten Greise alle Zugeständnisse, die er haben wollte. Das war 1812 vor dem Abmarsche nach Rußland. Nach der kläglichen Rückkehr fand der Kaiser den in Paris beliebt gewordenen Pius unbequem, und damit sich seiner nicht die 1813 anrückenden Österreicher bemächtigten, ließ er ihn nach dem Süden transportieren. Der Transport glich einem Triumphzuge. Ärgerlich fragte ein Staatsbeamter einen Bürger: „Was wollt ihr

*) L'Eglise et l'Etat en France. Tome second. Paris, Société Française d'imprimerie et de librairie 15 rue de Cluny. 1908. Über den ersten Band ist im elften und zwölften vorjährigen Hefte berichtet worden.

denn mehr aufbieten, wenn der Kaiser einmal kommt?“ „Der Kaiser? Wenn der sich sehen ließe, würden wir ihn ins Wasser werfen.“ Das Volk hatte eben die ewigen Blutopfer satt.

Nach der Restauration spaltete sich die politische Welt Frankreichs natürlicherweise in Legitimisten und in Anhänger der beseitigten Regierungsformen, von denen sich die republikanische zuletzt behauptet hat — wohl weniger deswegen, weil das französische Volk von Natur auf die Republik angelegt wäre (bekanntlich hat es gar kein Talent zur Selbstregierung und ist das polizeifrömmste und am meisten bürokratisch regierte in ganz Europa), als weil der Stamm seiner Imperatoren verdorrt und abgestorben ist. Dem Klerus war die Stellung, die er zu nehmen hatte, durch seine Schicksale gewiesen, nur hätte er, meint Desdèvises, die Schwenkung mit etwas mehr Anstand und in unauffälliger Weise vollziehen sollen. Zehn Jahre hindurch hatte er jeden kaiserlichen Sieg mit einem Teudem gefeiert und hatte den kleinen Franzosen den Regierungskatechismus eingebleut, in dem es hieß: „Die Christen schulden dem Fürsten, der sie regiert, und wir im besondern schulden unserm Kaiser Napoleon Liebe, Hochschätzung, Gehorsam, Treue, ferner den Militärdienst und Steuern zur Erhaltung und Verteidigung des Reiches und des Thrones. Denn er ist es, den in einer schwierigen Lage Gott erweckt hat, den öffentlichen Gottesdienst der heiligen Religion unsrer Väter wiederherzustellen und diese Religion zu beschützen. Er hat uns mit seiner Tatkraft und tiefen Weisheit die öffentliche Ordnung wiedergebracht und erhalten; er verteidigt den Staat mit seinem mächtigen Arm; er ist durch die vom Hohenpriester, dem Oberhaupt der Kirche, empfangne Weihe der Gesalbte des Herrn geworden. Nach den Worten des heiligen Apostels Paulus würden sich solche, die ihre Pflichten gegen unsern Kaiser nicht erfüllten, gegen die von Gott gesetzte Ordnung auflehnen und die ewige Verdammnis zuziehen.“ Und im Jahre 1815 ist nun der Gesalbte des Herrn plötzlich ein Usurpator, ein Tyrann, ein Scheusal, der Korse geworden. Von der Kanzel herab beschuldigt man ihn, den Papst geschlagen, mit Füßen getreten und an den Haaren herumgezerrt zu haben. Man zählt die Greuelthaten auf, deren sich die blutdürstigen Generale Napoleons schuldig gemacht hätten. „Man vergißt allen Ruhm der Tricolore und sieht in ihr nur noch das höllische Abzeichen des Königsmords und der Rebellion.“ Diese unklugen Kundgebungen hätten der Kirche fortan den Charakter einer politischen Partei, und zwar einer reaktionären Partei aufgedrückt. „Die Ultras rufen Beifall; das Volk wundert sich — und später wird es sich daran erinnern. Solche Erinnerungen sind es, die die Leute wütend machen, Leute, die größtenteils von Natur friedfertig sind und weiter nichts verlangen, als daß man sie in Ruhe leben lasse.“

Napoleon hatte die Kirche wieder aufgerichtet, weil er wahrnahm, daß das Landvolk an seinem alten Kultus hing. Der Widerwille gegen die Greuel der Revolution und der Schrecken der napoleonischen Eroberungszüge

förderten in ganz Europa eine Rückkehr auch der Gebildeten zur Religiosität, die sich, je nachdem, in den Formen romantischer Poesie oder politischer Reaktion vollzog. In Frankreich wurde die Romantik von Chateaubriand in Mode gebracht, eine auf die päpstliche Autorität gegründete Staatstheorie von De Maistre und Bonald begründet. Lamennais, der anfangs den beiden Autoritätsaposteln nahe stand, sah später in der von seiner optimistischen Phantasie verklärten katholischen Kirche den Hort der Freiheit und des Völkerglücks und endete zuletzt als exkommunizierter Kirchenfeind. Desdèvises hat recht, wenn er schreibt, greife man nach der Lektüre in einem Buche Lamennais zu der Enzyklika Mirari, mit der Gregor der Sechzehnte 1832 das Verdammungsurteil über ihn verhängte (ohne ihn zu nennen), so sei einem, als ob man aus hellem Sonnenschein in einen Kerker gerate. Eine Zeit lang war Lamennais mit den Ultramontanen Hand in Hand gegangen. Diesen führte der begeisterte Freiheitsapostel so bedeutende Kräfte wie die des Grafen Montalembert zu. Diese Kräfte konzentrierten sich in der Zeitschrift L'Avenir und kämpften vor allem für die Freiheit, d. h. für die Verkürzung der Schule. Weit über Frankreich hinaus wirkten Montalemberts glänzende Kammerreden, deren eine (16. April 1844) mit dem Satz schloß: „Wir sind die Söhne der Kreuzfahrer, wir werden nicht zurückweichen vor den Söhnen Voltaires.“ Mit den Söhnen Voltaires sind zunächst die Mitglieder der Universität gemeint, die Napoleon gegründet und der er das Unterrichtsmonopol verliehen hatte. (Desdèvises beschreibt ausführlich ihre Organisation.) Die verbündeten Legitimisten, Ultramontanen und die Leute des Avenir, die aufrichtig glaubten, damit die Sache der Freiheit zu fördern, arbeiteten eifrig daran, dieses Institut zu desorganisieren, seine Wirksamkeit einzuschränken, und was davon übrig blieb, der Aufsicht der Bischöfe zu unterwerfen. Daß das Konkordat die Bischöfe, deren Macht im alten Frankreich vielfach beschränkt gewesen war (durch Domkapitel, durch exemte Abteien, durch das private und das Staatspatronat, das in der Besetzung der Pfarreien mit dem Bischof konkurrierte), zu souveränen Herren ihrer Diözesen gemacht hatte, und daß nun die sämtlichen Seelsorgegeistlichen einer Diözese auf das Kommando des Bischofs einschwenken mußten wie ein Regiment, gehört mit zu den Umständen, die den eigentümlichen Gang der Dinge nach 1815 erklären. Nachdem der Avenir vom Papste verurteilt worden war, ging er ein; Montalembert und seine Freunde unterwarfen sich und kämpften, vorläufig ohne keizerliche Seitensprünge, im Bunde mit den Ultramontanen weiter, Lamennais aber, jeder Rücksicht überhoben, schleuderte seine Paroles d'un Croyant in die gärende Zeit. Er sagt darin ungefähr dasselbe, was sozialistische Agitatoren zu sagen pflegen, nur sagt er es als gläubiger Christ und in der edeln Sprache, die vom Enthusiasmus einer reinen uneigennütigen Seele und von einer genialen Phantasie eingegeben wird. Das Königtum ist ihm der böse Genius der Menschheit; es vernichtet die Religion, die Wissenschaft, das Denken, mauert die Völker in ihre Grenzen ein, stiftet Zwietracht, um zu herrschen, terrorisiert

und entwürdigt das Volk, besticht die Priester und macht aus ihnen seine Büttel. Namentlich zwei Monarchen, der russische und der österreichische Kaiser, sind wahre Henker. Nirgends kann die arme geplagte Menschheit Rettung und Schutz vor diesen ihren Henkern finden als bei Gott und bei Christus, dem barmherzigen Erlöser. Gott will, daß die Menschen frei seien. „Er hat die Glieder seiner Kinder nicht gemacht, sie mit Henkerswerkzeugen zermalmen, noch ihre Seelen, sie durch die Knechtschaft martern zu lassen. Er hat sie zu Nationen geeint, und alle Nationen sind Schwestern; wer die Familien, die Nationen untereinander verfeindet, der trennt, was Gott geeint hat, und verrichtet Satanswerk.“ Der schriftstellerische Erfolg dieses „Meisterwerks“ war groß, aber auf die kirchliche Entwicklung übte es, als das Buch eines „Abgefallnen“, keinen Einfluß. Die ultramontane Frömmigkeit betätigte sich in einer der Compagnie du Très-Saint-Sacrement des siebzehnten Jahrhunderts sehr ähnlichen „Kongregation“, die sich in eine Anzahl frommer und wohlthätiger Vereine und Oeuvres verzweigte und die ultramontane Partei in ihrem Vordringen auf dem politischen Gebiete mächtig förderte. Die Masse, schreibt Desdevives, war damals (wie heute!) religiös indifferent und arbeitete ums tägliche Brot. Die geräuschvolle Politik besorgten die zwei feindlichen Parteien: die der klerikalen Royalisten und die der freidenkerischen Antiroyalisten. Die Feindschaft zwischen dem Priester und dem Philosophen, meint er, sei keineswegs eine aus der Natur der Dinge entspringende Notwendigkeit; der Glaube und die Wissenschaft vertrügen sich ganz gut miteinander, beide hätten dasselbe Endziel: die Bervollkommnung des Menschen. Aber die Gläubigen seien exklusiv und intolerant, könnten es nicht über sich gewinnen, eine von der ihren abweichende Überzeugung zu achten; das sei der Ursprung der Todfeindschaft. In Frankreich komme nun noch hinzu, daß der Franzose das Wesen der Freiheit nicht begreife, nicht imstande sei, Organisationen wie die kirchlichen Orden sich frei entfalten zu lassen und damit eine Staatsaufsicht zu verbinden, die Ausschreitungen verhütet; er zeigt das an der kirchenpolitischen und Unterrichtsgesetzgebung, deren Geschichte er erzählt.

Eine verhängnisvolle Wendung führte der Sturm von 1848 herbei. Die sozialistische Bewegung, die in der Junischlacht daniedergeworfen wurde, jagte den Bourgeoisgemütern einen solchen Schrecken ein, daß sogar der Philosoph Cousin erklärte: „Es bleibt uns nichts übrig, als uns den Bischöfen in die Arme zu werfen“, und daß Thiers in allen Unterrichtsanstalten Verschwörerklub sah. Leute, die nichts besitzen, dürften nicht unterrichtet werden, denn der Unterricht mache sie lüstern nach Besserung ihrer Lage. Die Universität sei den Phalansteriern in die Hände gefallen. „Mein Haß gilt dem Feinde, der Feind aber ist die Demagogie; ihr werde ich die katholische Kirche nicht ausliefern, denn sie ist das letzte Bollwerk der bürgerlichen Ordnung.“ Es war ein Geistlicher, Dupanloup, damals noch Abbé, der zur Mäßigung riet, dem Staate, seinem Organ, der Universität, gewisse

Rechte wahren wollte. Er ward Verräter gescholten, und die Ultras nannten sogar das von Falloux vorgeschlagene Gesetz, das angenommen wurde, ein Gesetz gegen die Unterrichtsfreiheit. Das war es freilich, jedoch in einem andern Sinne, als es die Ultramontanen meinten. Es habe, schreibt Desdévives, die Universität, also die nichtkirchlichen Gelehrten, einem eisernen Regiment unterworfen, dessen Andenken noch in der Seele aller lebendig sei, die unter ihm gelitten hätten. Nur einen Anwalt hatte die Universität gefunden: Viktor Hugo. Dieses Unterrichtsgesetz, sprach er, „ist das Werk der klerikalen Partei, und der sage ich: ich traue euch nicht. Instruire, c'est construire, je me méfie de ce que vous construisez. Je ne veux ni de votre main ni de votre souffle sur les générations nouvelles. Votre loi a une marque. Elle dit une chose, elle en fait une autre; c'est une pensée d'asservissement, qui prend les allures de la liberté. Vous ne voulez pas du progrès; vous aurez la révolution.“ Bei solcher Stimmung mußte die Bourgeoisie nicht bloß den ersten besten, sondern auch den ersten schlechtesten willkommen heißen, der das Staatsruder mit festem Griff in die Hand nahm, und selbst der liberale Idealist und ritterliche Romantiker Montalembert hat erklärt: „Man billigt nicht alles, was Louis Napoleon getan hat, wenn man für ihn stimmt; wir haben nur die Wahl zwischen ihm und dem Ruin des Landes. Und für die Religion hat er Großes geleistet: die Freiheit des Unterrichts verbürgt, den Papst mit französischen Waffen wieder in seine Herrschaft eingesetzt, der Kirche ihre Konzilien, ihre Synoden, ihre volle Würde wiedergegeben, sodaß die Zahl ihrer Kollegien, ihrer Vereine, ihrer frommen Werke beständig wachsen konnte.“ Von den liberalen Katholiken blieb nur der eine Sacordaire der Sache der politischen Freiheit treu. Er trennte sich von Montalembert und sprach am 10. Februar 1853, wo Napoleon schon Kaiser war, in einer Predigt: „Man kann viel Geist und dabei eine gemeine Seele haben; man kann seiner Intelligenz nach ein großer Mann und dabei ein erbärmlicher Charakter (un misérable par le cœur) sein. Wer, sei es auch in der löblichen Absicht, das Vaterland zu retten, verwerfliche Mittel anwendet, der bleibt ein verächtlicher Mensch.“ Die oben charakterisierte Bourgeoisstimmung hat sich den Kaiser, unter dessen Herrschaft man ebensogut Reichtümer aufhäufen konnte wie unter Louis Philipp, gern gefallen lassen und nach seinem Sturz dafür gesorgt, daß die Republik beinahe drei Jahrzehnte so konservativ blieb, wie sie Thiers gewünscht hatte. Zur Darstellung des französischen Gelehrten liefert mir ein Feuilletonist eine hübsche Ergänzung. Der Deutschpariser Karl Eugen Schmidt, den ich in einem der Theaterartikel zitiert habe, schildert in Nummer 2315 der Wiener Zeit den Pariser Bürger — und er versteht unter diesem Wort alles vom Fabrikanten bis zum anständigen Fabrikarbeiter — als den spießbürgerlichsten aller Spießbürger der Welt. Als einen Menschen von chinesischer Ausdauer in der Arbeit und schmutzigem Geiz, der, abgesehen von der Liebe zu seinen Kindern, deren Zahl er auf höchstens zwei beschränkt, kein andres Interesse kennt, als ein Kapital oder ein

Kapitälchen zu sparen, das fast immer in der sichern, niedrig verzinnten Rente angelegt wird, und der auf seinem Sparstrumpf oder seinen Rententiteln hockt, ohne Wagemut, ohne Unternehmungslust und ohne sich, wenn nur seine Rente gesichert ist, um das zu kümmern, was sonst in der Welt vorgeht; ein Mensch, der schlechterdings keine Ideale hat, auch keine politischen. Die Schilderung mag ein bißchen übertrieben sein, und Desdèvises, der für seine Person feuriger Idealist ist und sein Volk, sein Vaterland liebt, wird dagegen protestieren, aber der Gang der Ereignisse scheint doch zu beweisen, daß die Idealisten und die Enthusiasten (die wirklichen Enthusiasten, nicht die Drechsler und Nachbeter schöner Phrasen) nur eine schwache Minderheit ausmachen (wie übrigens auch sonst in der Welt, wenigstens was die über dreißig Jahre alten Bürger betrifft), und daß die Masse vorwiegend vom kleinlichen individuellen Interesse beherrscht wird. Der Unterschied des französischen vom deutschen Nationalcharakter in dieser Hinsicht läßt sich vielleicht dahin bestimmen, daß der französische Enthusiast enthusiastischer ist als der deutsche (wobei man an die Flasche Rotwein zu denken hat, mit der im Leibe nach Bismarck der Franzose geboren wird, auch daran, daß der romanische Enthusiasmus mehr in der Phantasie, der germanische mehr im Gemüt wurzelt), während der Philister in höherm Grade ängstlicher Ordnungsmensch ist als der deutsche. Und das Philisterium muß in Frankreich schon der geringen Kinderzahl wegen stärker überwiegen als bei uns, da sie bewirkt, daß die jüngern Jahrgänge schwächer besetzt sind. Jedenfalls erklärt sich aus solcher Beschaffenheit der Masse ganz gut ihre Haltung in den kirchlichen Fragen. Sie hat den Ordens- und den Säkularklerus, den ihr die Regierungen im Bunde mit Enthusiasten bescherten, ganz gern gehabt, weil er der Polizei die „Kanaille“ händigen half, weil er ihre Kinder wohlfeil unterrichtete, und weil er den Söhnen wie den Töchtern der Unbemittelten eine mit geringen Kosten oder ganz kostenlos zu erlangende Versorgung bot. Aber dieses aus kluger Berechnung entsprungne Wohlwollen war keineswegs eine starke und glühende Liebe, die zu Opfern bereit gewesen wäre, als die konservativen Machthaber den freidenkerischen Platz gemacht hatten und die Bureaucratie eine diesen genehme Kammermehrheit zu liefern hatte. Die Bourgeoisie fand keinen Grund, sich der Kirche zuliebe in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, weil die aus Finanzmännern und Intellektuellen bestehende regierende Gruppe das Militär und den Beamtenapparat nicht weniger fest in der Hand hatte und Ruhe und Ordnung nicht weniger sicher verbürgte, als es die Könige und die Imperatoren vermocht hatten. Erst die drohende Einkommensteuer und Arbeiterversicherung dürfte einen Stimmungswechsel in der Pariser Bourgeoisie herbeiführen, deren Charakteristik natürlich auch auf die Provinzbürger und die Bauern paßt, auf diese wahrscheinlich am allermeisten, soweit bei ihnen nicht noch — wohl mehr in altem Aberglauben als in echter Frömmigkeit — tief wurzelnde kirchliche Gewohnheiten mächtig sind. Das Wesentliche dieser Auffassung hat Desdèvises schon damit gegeben, daß er die zwei feindlichen Parteien

nicht als die beiden Hälften des Volkes auffaßt, sondern sie dem „arbeitenden Volke“ entgegensetzt.

Die antikirchliche zur Herrin der Situation zu machen, haben die Ultramontanen trefflich verstanden. Sie haben sich des durch die Revolution vom Liberalismus kurierten neunten Pius bemächtigt, der sich Antonelli ergab, „einem gemüt- und ehrlosen Intriganten“, und ganz und gar einer abergläubischen Bigotterie verfiel. Die aus dieser hervorgehenden Maßregeln: Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis und der Unfehlbarkeit, Syllabus und Enzyklika, hat Massimo d'Azeglio den Selbstmord des Papsttums genannt. Tatsächlich ist dieses geistig tot, wenn auch geistvolle deutsche Theologen immer noch durch Hinwegdisputieren des Sinns und Inhalts der neuen päpstlichen Dogmen das Scheinleben stützen, das ihm die Anhänglichkeit der gläubigen Katholiken und die — Diplomaten verleihen. In Frankreich kam nun zum Unverstande der Bigotterie, die nicht bloß die Wissenschaft sondern auch schon den gesunden Menschenverstand herausforderte, der politische Unverstand. Hätte der Klerus, meint Desdevives, die Unvermeidlichkeit der Republik erkannt und sich 1871 sofort offen und ehrlich für sie entschieden, so hätte er seine Stellung auf lange hinaus befestigt; das von Leo dem Dreizehnten und Lavignerie eingeleitete Malliement ist zu spät gekommen, der Fanatismus der beiden gegnerischen Parteien war schon zu stark geworden. Die Kirche, schreibt Desdevives, „beobachtete dem Staate gegenüber eine feindselige und übellaunige Haltung, die sich keine monarchische Regierung gefallen lassen würde. Das Wort Katholik nahm die Bedeutung von Feind der Republik an, und die Regierung sah sich gezwungen, ihre Stützen bei den Nichtkatholiken zu suchen: den Protestanten, Juden und Freidenkern, aus denen der politische Kampf allmählich Feinde des Katholizismus gemacht hat, was sie ursprünglich nicht waren. Diese drei Minderheiten würden die katholische Mehrheit schwerlich bezwungen haben, wenn ihnen nicht die Freimaurerloge ihre hierarchisch gegliederte Intelligenz und ihre wohldisziplinierten Mannschaften zur Verfügung gestellt hätte. Da ich ihr nicht angehöre, kenne ich weder ihre Organisation noch die Ziele, die sie anstrebt, so genau, daß ich davon sprechen könnte; ich glaube nur eben, daß sie auf die Führer der republikanischen Partei überwiegenden Einfluß gewonnen und dieser Partei den antikerikalen Geist eingehaucht hat. Von der Kirche hartnäckig und mit wahrer Wut bekämpft, konnte die Republik nicht umhin, ihrerseits die Kirche zu bekämpfen. Für diesen Kampf stand ihr eine zuverlässige Waffe zur Verfügung: der Unterricht. Das hat die Republik auch erkannt. Aber anstatt die Kirche durch die Wissenschaft zu erobern, versuchte sie, die Nation von der Kirche loszureißen, ohne zu beachten, daß dabei Lebensinteressen der Nation gefährdet wurden. Ich habe gute Gründe zu glauben, daß es verhältnismäßig leicht gewesen sein würde, die Kirche in friedlicher Weise zu erobern. Man hätte die jungen Kleriker zum Besuch der Universitäten zwingen, nur Promovierte als Professoren der Theologie anstellen, mit allen anständigen

Mitteln die geistige Emanzipation des Klerus fördern, die höhern kirchlichen Ämter nur den Unterrichteten verleihen, nur wissenschaftlich gebildete Männer von Charakter und freiem Geiste (de larges idées) zu Bischöfen wählen sollen. Auch hätte man leicht einige wohl vorbereitete Theologiestudierende zu ihrer weitem Ausbildung nach Deutschland oder nach Nordamerika schicken können. Zwanzig Jahre einer solchen Praxis würden der Kirche einen ganz andern, einen freiheitliebenden Geist, eine republikanische Seele eingehaucht haben. Ich kenne Geistliche, die ihre Ausbildung in unsern Schulen empfangen haben, und die ein Urteil darüber abgeben könnten, ob ich mich täusche.“ Darüber könnte auch die preußische Regierung einige Auskunft geben, da ja das von Desdèvises empfohlne Rezept ungefähr das Falsche ist. Unsrer Politiker, fährt Desdèvises fort, haben es vorgezogen, der Kirche den Krieg zu erklären und das jus talionis: Aug um Aug, Zahn um Zahn anzuwenden. Freilich hat die Kirche ihre Feindseligkeit in diesem Kriege womöglich noch gesteigert. „Sie hat jede der Freiheiten, die die bürgerliche Gesellschaft für sich in Anspruch nehmen muß, als ein Attentat auf ihre eigne Freiheit denunziert; sie hat allen Unterrichtsgesetzen eine ebenso hartnäckige als unpolitische Opposition gemacht, die nicht wenig zur Vernichtung ihrer Popularität beigetragen hat; sie hat den höhern Unterricht für Mädchen mit dem Anathem belegt und verhöhnt; sie hat gezetert, als das Gesetz über Ehescheidung gegeben und die Verpflichtung zum Militärdienst allen Bürgern ohne Ausnahme, auch den zukünftigen Klerikern, auferlegt wurde, sie hat über Veraubung geschrien, als man den geistlichen Grundbesitz den Bestimmungen des gemeinen Rechts unterwarf; sie hat sich mit dem Boulangismus kompromittiert, hat in geräuschvoller Weise an der antisemitischen Bewegung teilgenommen. Sie hat in einem unerträglich gehässigen Tone polemisiert, und sie hat sich so ziemlich durch alle jene Ausschreitungen versündigt, die sie ihren Gegnern vorzuwerfen pflegt. In diesem leidenschaftlichen Parteikampfe sind von beiden Seiten Massen kostbarer Energie verschwendet worden, die wahrhaftig besser angewandt werden konnten. Und indem Frankreich zuschauen mußte, wie die Klerikalen und die Antiklerikalen einander unaufhörlich beschimpften und herunterrissen, hat es den letzten Rest von Achtung vor religiösen und philosophischen Idealen verloren. Im Parteitreiben hat man sich an Unversöhnlichkeit und an brutales Benehmen gewöhnt; die Zahl der religiös Indifferenten und der Amoralisten hat zugenommen; wie man sich über Gott lustig macht, so nicht minder über das Vaterland, über Recht und Gerechtigkeit, über Pflicht und Rechtschaffenheit. Das Geld und der Genuß sind die Götzen der Masse, Erfolg haben der Inbegriff aller Philosophie (l'arrivisme est la philosophie du jour).“

In den folgenden Kapiteln stellt Desdèvises das geistige Leben der beiden feindlichen Parteien dar, wobei denn natürlich die „Katholiken“ als die bedeutend ärmern erscheinen. Er besleißigt sich dabei strengster Objektivität und läßt, um ein treues Bild zustandezubringen, die Vertreter der Poesie

und der Wissenschaften selbst reden. Nur möge man diese Objektivität nicht für Gleichgiltigkeit halten. „Wir umfassen alle Menschen, die guten Willens sind, mit derselben Liebe. Keine Schule, auch keine Kirche kann sich hienieden des Besizes der absoluten Wahrheit rühmen. In den Schriften, die wir anführen, in den Worten, die wir nachsprechen werden, kommt vieles vor, was uns tief ergriffen hat; aber von dieser persönlichen Empfindung verraten wir nichts, damit sich die dieser unparteiischen Darstellung zugrundeliegende Idee dem Leser von selbst aufdränge.“ Er beginnt mit der Lyrik, zitiert eine Charakteristik der katholischen Gemütsverfassung, die Hanotaux entworfen hat, und bemerkt dazu: „Wer sollte es glauben, daß soviel latente Poesie nur sehr selten einen Interpreten von wirklicher literarischer Bedeutung gefunden hat, und daß in dem so lyrischen neunzehnten Jahrhundert katholische Dichter seltne Ausnahmen sind?“ Das ist wohl eigentlich nicht verwunderlich; zur Schaffung poetischer Kunstwerke gehört eben doch außer einem Schatz poetischer Ideen und der poetischen Stimmung auch ein gewisser Grad ausgebildeter Intelligenz, und die Intelligenz war aus der Kirche ausgewandert, von der Kirche selbst zur Auswanderung gezwungen worden. Bedeutenderes als die katholischen Dichter, Denker und Gelehrten haben die katholischen Polemiker geleistet, deren Leistungen allerdings nicht gerade erfreulich sind. Von Louis Beauillot, dessen Ehrlichkeit, Tüchtigkeit und großes Talent anerkannt werden, erhalten wir ein interessantes Charakterbild. Den Bischöfen, die er tyrannisierte, war dieser publizistische Diktator sehr unbequem; der Bischof Perraud von Autun äußerte einmal, wenn er eine Million besäße, so würde er sie dazu verwenden, Beauillots Organ, den *Univers*, zugrundezurichten.



Wilhelm von Polenz

Von Heinrich Spiero



ilhelm von Polenz wurde am 14. Januar 1861 auf Schloß Obercunewalde in der sächsischen Oberlausitz geboren und ist dort am 13. November 1903 gestorben. Wenn jetzt, fünf Jahre nach seinem zu frühen Tode, seine gesammelten Werke in einer wohlfeilen Ausgabe (zehn Bände, bei J. Fontane u. Co., Berlin) erscheinen, so handelt es sich dabei — man darf mit einiger Bitterkeit vielleicht sagen: ausnahmsweise — nicht darum, einem Verkannten oder doch nicht genug Geliebten und Geschätzten endlich die verdiente Ehre anzutun, sondern diese Ausgabe soll nur der allgemeinen und berechtigten Liebe, die Wilhelm von Polenz genießt, gerecht werden, soll seinen Verehrern die Möglichkeit bieten, seine Werke handlich und unzerstreut beieinander zu haben und sie so denen weiterzugeben, die ihn noch nicht genügend kennen. Gewiß ist Wilhelm von